

Das Pokerspiel als Gleichnis bei Eric Berne

Leonhard Schlegel

Berne war selbst ein leidenschaftlicher Pokerspieler. Es lag ihm deshalb nahe, Eigenheiten und typische Situationen dieses Spiels mit der therapeutischen Situation zu vergleichen.

1. Das Pokerspiel

Eine einfache und verbreitete Variante des Pokerspiels beginnt damit, daß jeder von vier oder mehr Spielern fünf ihm verdeckt zugeteilte Spielkarten, unter denen ein Joker als Wunschkarte sein kann, zur Hand nimmt. Wer sich entschließt, bei der folgenden Runde mitzuspielen, wozu keiner gezwungen ist, zahlt einen vorher vereinbarten Geldbetrag in den Topf in der Mitte. Nun steht jedem Spieler noch zu, gegen eine Gebühr eine oder zwei Karten gegen eine oder zwei ihm vorerst unbekannte des unverteilter Restes einzutauschen.

Das Wesen des Spiels besteht darin, daß sozusagen jeder Spieler mit seinen Mitspielern stillschweigend eine Wette abschließt, daß er im Vergleich zu ihnen die seltenere Kartenkombination in der Hand hat. Die seltenste Kartenkombination überhaupt und damit die aussichtsreichste Möglichkeit zu gewinnen für einen Spieler, der sie in der Hand hat, wäre eine geschlossene Reihenfolge von fünf Karten derselben Farbe, die zweit seltenste Kombination wären vier Karten derselben Höhe mit einem Joker als fünfter Karte, vorrangig die vier Asse. Eine verhältnismäßig häufige Kombination besteht aus zwei Karten gleicher Höhe und drei unzusammenhängenden übrigen Karten. Die häufigste Kombination besteht aus fünf Karten, denen eine solche Paarbildung fehlt. Wer diese häufigste Kombination in seiner Hand hat, wird im allgemeinen darauf verzichten mitzuspielen. Allen Spielern sind die verschiedenen möglichen Kombinationen mit ihrem Seltenheitswert bekannt.

Ein Spieler beginnt mit einem zusätzlichen Einsatz in den Topf; der nächste kann „mithalten“ oder „erhöhen“ usw. Wer nicht mehr „mithalten“ will, kann jederzeit aus dem Spiel ausscheiden, während die anderen weiterspielen. Will keiner der noch aktiven Spieler den Einsatz erhöhen, zeigen sie ihre Karten und derjenige mit der selteneren Kombination hat gewonnen: der Inhalt des Topfes steht ihm zu.

Die Runde verläuft am spannendsten - und darauf hat es letztlich jeder Spieler abgesehen - , wenn alle bis auf einen Spieler aufgegeben haben. Dieser gilt dann als Gewinner, ohne daß er seine Karten, die möglicherweise eine nur sehr niedrig berechnete Kombination aufweisen, zeigen muß.

Das Pokerspiel pflegt zu den Glücksspielen gezählt zu werden, was theoretisch, nicht aber psychologisch zutrifft, kommt es doch, abgesehen von den aufgenommenen Karten, auf das Verhalten des einzelnen Spielers und seine Einschätzung des Verhaltens der Mitspieler an. Derjenige mit einer sehr günstigen, also seltenen Kombination wird diese Sachlage seinen Mitspielern zu verheimlichen versuchen, um sie zu „reizen“, möglichst hohe Einsätze zu wagen; derjenige mit einer nur niedrig bewerteten, also häufigen Kombination, kann es darauf absehen, seine Mitspieler glauben zu machen, er habe eine sehr seltene Kombination mit hoher Gewinnchance in Händen, um sie zur Aufgabe zu bewegen, bevor er seine Karten zeigen muß.

Im allgemeinen wird behauptet - und wie wir sehen werden, spielt auch *Berne* darauf an -, daß die Pokerspieler gegenüber ihren Mitspielern eine möglichst undurchsichtige Miene und gleichmütige Haltung zu zeigen pflegen. Jeder würde dann in den anderen das hineinprojizieren, was ihm nach seinen eigenen Karten, seiner vermeintlichen Kenntnis von der Risikofreudigkeit der einzelnen Mitspieler und seiner eigenen Charakteranlage am nächsten liegt. In der Realität trifft das nicht zu, da, wie wir oben erwähnt haben, sowohl der Spieler mit einer sehr günstigen Kartenkombination wie derjenige mit einer eher ungünstigen, der sich aber doch mitzuspielen entschlossen hat, den anderen etwas vorzuspiegeln versucht, was nicht zutrifft. Es geschieht dies aber mit so subtilen mimischen Zeichen, daß sie b e w u ß t kaum wahrgenommen werden können. Ich erinnere an den Beweis, daß Pferde nur schon die Verziehung der Mundwinkel ihres „Herrn“ um 1/50 mm bemerken sollen. Vermutlich haben Kinder (der kleine Professor!) eine ähnliche Fähigkeit, wenn vielleicht auch nicht in dem Ausmaß wie Pferde (*Berne* 1972, S. 246).

2. Eric Berne als Pokerspieler

Eric *Berne* spielte schon als Student in Kanada gerne Poker. Während der 20 Jahre, die er in Carmel wohnte, traf er sich jeden Freitagabend mit anderen zum Pokerspiel. Auch bei Besuchen spielte er hie und da Poker. Es bestand das Gerücht, vermutlich durch seinen Verleger verbreitet, daß er seine vielen Reisen in

fremde Länder aus den Gewinnen beim Pokerspiel finanziert habe, was aber nach den Zeugnissen seiner häufigsten Mitspieler nicht zutreffen kann, da einmal seine Einsätze nicht besonders hoch waren und da er zum anderen selbst ein vorsichtiger und keineswegs besonders risikofreudiger Spieler war; zudem soll man ihm meistens angesehen haben, ob er gute oder schlechte Karten in den Händen hatte. Er soll allerdings, was zu seinen zwangscharakterlichen Neigungen passen würde, über seine Verluste und Gewinne Buch geführt und nach seiner Aussage jährlich einen Gewinn erzielt haben (Jorgensen & Jorgensen 1984, S. 133-137).

Es läßt sich wohl sagen, daß *Berne* ein leidenschaftlicher Spieler war, aber es ist unklar geblieben, ob im Sinne einer eigentlichen Spilleidenschaft oder weil ihn die Psychologie des Pokerspieles faszinierte, bei dem es ja darauf ankommt, seine Mitspieler geschickt zu täuschen. Die Tatsache, daß er einmal mit Freunden nach Las Vegas verreiste, sie dort einen Raum für sich mieteten und drei Tage lang Poker spielten, wobei sie ihre Frauen sich selbst überließen, was einige Scheidungen zur Folge gehabt haben soll, spricht eigentlich doch für eine echte Spilleidenschaft. Andererseits spricht die Tatsache, daß *Berne* das Pokerspiel sowie Beobachtungen seiner Mitspieler in seinem psychiatrisch-psychotherapeutischen Werk mehrmals als Vergleich heranzieht, mindestens zusätzlich für sein psychologisches Interesse daran (ibidem sowie *Berne* 1970).

Nach seinen eigenen Worten liebte *Berne* das Spiel, (1.) weil dabei jeder im Gegensatz zu anderen Kartenspielern völlig auf sich selber gestellt sei, weder mit Unterstützung noch mit Mitleid rechnen und im Fall eines Verlustes auch niemandem Vorwürfe machen könne sowie (2.) weil sich am Ende immer unzweideutig erweise, wer schließlich gewonnen habe, nämlich derjenige, der, wenn er nach Hause gehe, mehr Geld in der Tasche habe, als er ursprünglich mitgenommen habe (*Berne* 1970).

Daß ein Kartenspiel irgendeiner Art auch Gelegenheit zu einem freundschaftlichen Beisammensein ergibt, scheint bei *Berne* angeblich keine Rolle gespielt zu haben. Seine Spielkameraden sollen nicht den Eindruck gehabt haben, daß ihm daran gelegen war, irgendeinem von ihnen freundschaftlich näher zu kommen (*Jorgensen* S. 133-137).

Berne bestreitet in der hier herangezogenen Veröffentlichung heftig, daß es sich beim Pokerspiel um ein Glücksspiel handelt. Seines Erachtens ist es ein reines Geschicklichkeitsspiel, da das psychologische Geschick den Ausschlag gebe, wer gewinne und wer verliere. Es sei dies abhängig davon, wer von seinen Eltern zu einem Gewinner und wer zu einem Verlierer programmiert

worden sei. Wer ein Verlierer sei, verrate dies spätestens nach drei Runden, wenn er, nachdem er verloren habe, etwa sage: „Hätte ich doch...“ oder „Ich will einmal sehen, was ich für eine Karte bekommen hätte, wenn ich noch eine ausgetauscht hätte!“ (*Berne 1970*).

3. Das Pokergesicht in der Psychotherapie nach Berne

Unter einem „Pokergesicht“ wird ein Gesicht mit einer „undurchsichtigen Miene“ verstanden, der nicht anzusehen ist, was an Emotionen im Betreffenden vorgeht. Auch *Berne* faßt den Ausdruck in diesem Sinn auf, obgleich diese Bezeichnung, wie ich bereits erwähnt habe, nur mit Vorbehalt zutreffend ist. Vor allem wird einem nach „klassischer Methode“ vorgehenden Psychoanalytiker ein Pokergesicht zugeschrieben, wenn er seine Patienten begrüßt und verabschiedet oder bei anderen Gelegenheiten ihnen den Blick auf sein Gesicht freigibt. Bei den meisten Psychoanalytikern von heute dürfte dies allerdings nicht zutreffen; sie geben sich menschlich!

Von *Berne* wird ein *Dr. Groedig* erwähnt, der ihn wegen einer therapeutischen Gruppe, die nicht zufriedenstellend verlaufen sei, zur Supervision aufgesucht habe. Von diesem Supervidierten berichtet *Berne*, er habe die Angewohnheit gehabt, wenn ihn ein Patient aus der Gruppe mit einer Frage angesprochen habe, auf die er nicht zu antworten gewußt habe, entweder nach Manier der „klassisch“ vorgehenden Psychoanalytiker die Frage zurückzugeben („Warum stellen Sie mir gerade jetzt diese Frage?“) oder dann „sein Recht“ auszuüben, mit einem Pokergesicht zu schweigen. Woher er sich dieses „Recht“ nahm, konnte er *Berne* nicht sagen. Es stellte sich heraus, daß er, wie *Berne* maliziös bemerkt, annahm, er habe dieses Recht mit der Überreichung des Diploms als Psychiater erworben.

Es paßte dem Supervidierten nicht ganz, daß *Berne* dieses Recht in Frage stellte, aber es beeindruckte ihn doch, daß der mögliche Sinn eines psychiatrischen Pokergesichtes darin bestehen könne, sich davor zu bewahren, in ein manipulatives Spiel verwickelt zu werden, daß es aber nicht zugänglich sei, es nur deshalb aufzusetzen, um sein Unwissen oder sein Unbehagen zu verbergen oder um sich dem Fragenden gegenüber überlegen zu fühlen. Das Aufsetzen eines Pokergesichts durch einen Psychiater ohne ein zureichend sinnvolles Motiv betrachtete *Berne* als Teil des manipulativen Spiels „Psychiatrie“. Der Betreffende setze dabei das Gesicht um seiner selbst willen und nicht um des Patienten willen auf (*Berne 1963, S. 263*).

Später setzte sich *Berne* noch systematischer und auch kritischer mit dem Pokergesicht des Psychotherapeuten Patienten gegenüber auseinander. In naiven Kreisen gelte es als das Markenzeichen des ausgebildeten Psychotherapeuten, wenn es auch oft schwierig sei, es zu rechtfertigen. Es würden verschiedene Motive dafür angegeben, in einer therapeutischen Gruppe auf diese Art „undurchsichtig“ zu erscheinen. *Berne* zählt fünf mögliche Gründe dafür auf, wobei er vom seines Erachtens unsinnigsten zum sinnvollsten Motiv vorrückt (*Berne* 1966, S. 217 f.):

1. Manche Therapeuten setzten ein Pokergesicht auf, weil „man“ das eben als Therapeut so mache und es, wie wenigstens *Berne* meint, in den Lehrbüchern stehe.

2. Es komme vor, daß ein Therapeut sich bei Teamkonferenzen kritischen Fragen aussetze, wenn er kein Pokergesicht zur Schau trage. Es scheine also eine undurchdringliche Miene sozusagen professionell von einem Psychiater erwartet zu werden.

3. „Manchmal kommt es vor, daß das wirkliche Motiv für ein Pokergesicht darin besteht, daß der Therapeut nicht weiß, was er als nächstes tun soll und Stunde um Stunde mit gefrorener Miene dasitzt mit der Hoffnung, es falle ihm gelegentlich etwas ein“ (1966, S. 217).

4. Ein Motiv könne auch sein, daß eine Übertragung sich dann möglichst rein entwickle, wenn der Therapeut nicht verrate, was emotional in ihm vorgehe.

5. Ein Therapeut könne mit einem Pokergesicht auch vermeiden, offensichtlich auf Aussagen oder Verhaltensweisen des Patienten zu reagieren, da es seine Aufgabe sei, sich nicht vom Patienten manipulieren, besonders sich nicht in manipulative Spiele verwickeln zu lassen. Er habe so die Situation besser in der Hand, könne besser die Reaktionen des Patienten beobachten, und es sei wichtig zu erfahren, was der Patient tue, wenn seine Manipulationsversuche ins Leere stoßen würden.

Dieses letzterwähnte Motiv läßt *Berne* am ehesten gelten - vorausgesetzt, der Therapeut wisse, unter was für Bedingungen er sich auch so geben dürfe, wie ihm zumute sei! Ein Pokergesicht sei höchstens gerechtfertigt, wenn der Therapeut im Erwachsenen-Ich-Zustand Gegebenheiten, die er vom Patienten erfahre, innerlich verarbeite. Nicht nur in einer unter bestimmten Bedingungen gerechtfertigten Haltung einer Elternfigur oder eines Kindes, sondern auch in einer sachlichen Haltung sei aber ein Pokergesicht nicht notwendig, wenn es nicht darum ginge, Mitteilungen des Patienten und Beobachtungen zu verarbeiten.

4. Die therapeutische Situation als Pokerspiel nach Berne

Wie bei den Pokerspielern gibt es nach *Berne* auch bei den Psychotherapeuten Gewinner und Verlierer, was seines Erachtens skriptbedingt ist. Und wie beim Pokerspiel sich nach ungefähr drei Runden herausstelle, welche Spieler Gewinner und welche Verlierer sind, so würde auch ein Patient nach ungefähr drei Sitzungen bemerken, ob der Therapeut, den er aufgesucht habe, ein Gewinner oder ein Verlierer sei, d.h. einer, der seine Patienten zu heilen, oder einer, der sie nicht zu heilen pflege. Da die meisten Patienten einen Widerstand dagegen hätten, wirklich gesund zu werden, würden sie bevorzugen, bei einem Verlierer in Behandlung zu bleiben; diejenigen unter ihnen, die es aber darauf abgesehen hätten, gesund zu werden, würden auch einen Gewinner finden.

Wie bei den Pokerspielern würden Verlierer-Therapeuten, nachdem sie verloren hätten, zu sich selber sagen: „Hätte ich doch nur...“ oder „Wie wäre wohl die Sache herausgekommen, wenn...“. In der Teambesprechung würden wohl gute Ratschläge im nachhinein gegeben, aber im Grunde genommen wüßte auch dort niemand, wie der Betreffende es hätte besser machen können. Mitleid sei ihm aber gewiß.

Wie beim Pokerspiel ist der Psychotherapeut nach *Berne* auch in der therapeutischen Situation auf sich allein gestellt. Wenn er nicht gewinne, d.h. es ihm nicht gelinge, den Patienten zu heilen oder solange in Behandlung zu behalten, bis er gesund geworden sei, so könne er niemanden beschuldigen, etwas falsch angestellt zu haben, als sich selbst, zumindest sei es [in der freien Praxis, L.S.] sein eigener Entschluß gewesen, den Patienten in Behandlung zu nehmen, so wie es beim Pokerspiel sein eigener Entschluß zu sein pflege, bei einer Runde mitzuspielen.

Ein Therapeut sollte nach *Berne* dem Patienten gegenüber seine Karten offen hinlegen, während der Patient dadurch, daß er zumindest eine seiner Karten verstecke und im übrigen immer den Joker besitze, technisch im Vorteil sei. Er habe es ja auch in der Hand, jederzeit dem „Spiel“ eine gänzlich unerwartete Wendung zu geben und die „aussichtsreichste therapeutische Situation der Welt“ auf den Kopf zu stellen, ohne daß der Therapeut etwas dagegen unternehmen könne. Immerhin sei aber doch der Therapeut und nicht der Patient der Fachmann, bemerkt *Berne* dazu. Im übrigen, schreibt er weiter, komme es auch in der Therapie auf Menschenkenntnis an und auf Theorien, die auf praktischer Erfahrung beruhen und nicht am grünen Tisch ersonnen seien wie z.B. die illusorische Rhythmustheorie beim Poker [und anderen Glücksspielen wie Roulette, L.S.] (frei nach *Berne* 1970).

In seinem letzten Werk schreibt Berne vom Dämon im Menschen, „dem Kobold [jesterl in der menschlichen Existenz und dem Joker in der Psychotherapie“. Wie auch der Patient plane, dieser Dämon könne im kritischen Moment alles über den Haufen werfen. *Berne* führt es auch auf diesen „Joker in der Psychotherapie“ zurück, daß diese letztlich vom Patienten kontrolliert werde. Er spiele seinen Joker aus und sein Dämon gewinne, was im Topf sei. Dann springe er vergnügt auf und davon, während der Therapeut das Kartenspiel durchblättere, um herauszufinden, was passiert sei. Selbst wenn der Therapeut auf solche Ereignisse vorbereitet sein sollte, stehe er ihnen oft machtlos gegenüber. So könne der Patient wie Sisyphos einen Felsbrocken wieder und wieder den Hügel hinaufrollen, im entscheidenden Moment würde der Kobold seine Aufmerksamkeit abwenden, worauf der Stein wieder herunterrolle. So beginne er, Sitzungstermine zu vergessen oder verkrümele sich auf andere Art und wenn ihn jemand unter Druck setze, könne er die Behandlung abbrechen.

5. Anmerkungen

Beim Pokerspiel gibt es nach *Berne* Gewinner und Verlierer. Wer mehr Geld davonträgt, als er mitgenommen hat, ist ein Gewinner; wer weniger Geld mitnimmt, als er hergebracht hat, ist ein Verlierer. Es scheint, daß es beim Pokerspiel, obgleich es, rein rational gesehen, auf einer weitgehend zufallsbedingten Kartenverteilung beruht, doch Spieler gibt, die häufig gewinnen und solche, die häufig verlieren, was darauf beruht, daß Gewinner, ohne viel zu sprechen (Schwätzer sind beim Pokerspiel verpönt!), mit ihren Mitspielern umzugehen wissen, und zwar durch ganz geringe Eigenheiten im Mienenspiel und im Ton, indem sie das sagen, was für den Spielverlauf notwendig ist. *Berne*, so können wir annehmen, dürfte davon überzeugt gewesen sein, daß sich auch in der Psychotherapie die Gewinner durch für einen uneingeweihten Beobachter kaum merkbare Eigenheiten von den Verlierern unterscheiden.

Das Pokerspiel ist ein Spiel voll von Spannung und *Berne* spielte es zweifellos auch deshalb besonders gern. Die Spannung besteht darin, daß erst im letzten Moment, beim Spielabschluß, offenbar wird, wer Gewinner und wer Verlierer ist. Es mag dies mit eines der Motive gewesen sein, daß *Berne* das Pokerspiel als Gleichnis für die psychotherapeutische Situation aufstellte, die er ebenfalls als spannend empfunden haben mag und bei der er ebenfalls die Erfahrung gemacht haben könnte, daß sich erst vor dem Abschluß erweist, wie „das Spiel“ ausgegangen ist. Dies leitet zur nächsten Überlegung über:

Wenn der Psychotherapeut gewinnt, so geht aus der Gleichsetzung durch *Berne* und aus anderen Stellen aus seinen Werken hervor, bedeutet dies, daß er den Patienten aus einer Sackgasse herausgeführt hat, werde nun als Heilung die Erfüllung eines therapeutischen Vertrages oder eine Hinführung zur sogenannten Autonomie verstanden. Gewinnt der Patient, so sind es seine Widerstände gegen eine Heilung, die nicht zu überwinden waren. Deren Motive liegen einmal in einem verteidigten Beharrungsvermögen des Patienten in seiner krankhaften Situation, andererseits in seiner Angst vor Veränderung im Erleben und Verhalten, die eine Ungewißheit mit sich bringen, was sich daraus ergeben könnte. Die Überwindung dieser Widerstände geschieht in der Transaktionalen Analyse nicht gewaltsam, sondern dadurch, daß der Therapeut den Patienten einmal zum Verzicht auf die Gewohnheit bewegt, die ihn in seinem Leiden verharren läßt und mit ihren Wurzeln oft tief im Alltag verankert ist, zum anderen ihn seine Ängste, die in seiner kindlichen Abhängigkeit gegenüber verinnerlichten elterlichen Verboten und Geboten beruhen, überwinden hilft, indem er ihm, ganz simpel gesagt, den Rücken stärkt zum Widerstand gegen diese einschränkenden Ge- und Verbote sowie beim Entschluß, die Geborgenheit in der Unfreiheit zugunsten einer Freiheit einzutauschen, die - von dem ist der Therapeut überzeugt - zu einer Bereicherung seines Lebens führen wird.

Typisch für *Berne* ist nun, daß er die Bemühungen des Therapeuten zu heilen als (Spiel-)Gegnerschaft zu den Bemühungen des Patienten sieht, in seiner Gewohnheit und Unfreiheit zu verharren. *Berne* schätzt den Widerstand des Patienten gegen eine Heilung unverhältnismäßig hoch ein, verhältnismäßig gering dagegen den doch meist ebenfalls bestehenden Wunsch, von seinem Leiden befreit zu werden. Wäre der Widerstand eines Patienten gegen seine Gesundheit so absolut, wie er teilweise von *Berne* dargestellt wird, so könnte er kaum je gesund werden! Es gibt aber sicher nicht wenige Patienten, bei denen der Widerstand gegen eine Gesundheit verhältnismäßig gering ist, nur wissen sie nicht, welche Erlebens- und Verhaltenseigentümlichkeiten sie aufgeben oder ändern müssen, um gesund zu werden. Das herauszufinden ist häufig, wenn auch nicht ausschließlich, der Sinn der Behandlung. Andererseits hängen doch auch wieder manche Patienten sehr zäh an Erlebens- und Verhaltensweisen, die sie, um gesund zu werden, aufgeben müßten, besonders dann, wenn diese in ihrem Selbst- und Weltbild besonders tief verankert sind, das, wenn sie etwas daran änderten, einstürzen würde. Das kann tatsächlich gefährlich sein, weswegen es für den Therapeuten wichtig ist, nicht nur auf Widerstände zu achten, sondern ihre Motive zu ergründen. Die Ar-

beitshypothese, daß jeder Widerstand für den Patienten a u c h sinnvoll ist, ist ein guter Leitfaden für den Psychotherapeuten. In der von mir geschilderten gefährlichen Situation muß die Beziehung zum Psychotherapeuten einen wichtigen Halt bieten. Im selben Rahmen muß auch gesehen werden, daß die Transaktionale Analyse dem Patienten ein bestimmtes, allgemeinmenschlich verstandenes Selbst- und Weltbild anbietet, wodurch sie sich zwar nicht von anderen psychotherapeutischen Verfahren unterscheidet, wohl aber darin, daß sie dieses verhältnismäßig offen darlegt.

Daß der Psychotherapeut bei der Behandlung so allein auf sich gestellt sei wie der Pokerspieler, wie Berne es an einer angeführten Stelle ausdrückt, stimmt nicht so ganz. Wie in der Psychoanalyse, so kann auch in der Transaktionalen Analyse die Behandlung nach Berne nur erfolgreich durchgeführt werden, wenn es dem Therapeuten gelingt, das Erwachsenen-Ich des Patienten als Verbündeten zu gewinnen. Immer steht zudem das freie Kind-Ich auf Seiten des Therapeuten, nur ist es im allgemeinen weitgehend oder völlig vom reaktiven Kind-Ich verdrängt. Das Eltern-Ich ebenfalls zum Verbündeten zu gewinnen, ist insofern sinnvoll, als unter diesem das positiv wohlwollende Eltern-Ich verstanden wird. Nur dieses vermag das freie Kind-Ich des Patienten zu ermutigen, sich hervorzuwagen. Manchmal wird der Therapeut vorerst als Stellvertreter des wohlwollend-ermutigenden Eltern-Ichs erlebt, auch wenn er selbst den Eindruck haben mag, er sei immer in seinem Erwachsenen-Ich-Zustand, worin er sich allerdings sehr oft irrt.

Wenn *Berne* vom Pokergesicht schreibt und diesen Ausdruck auf die psychotherapeutische Situation überträgt, schwebt ihm die psychoanalytische Einzel- und Gruppentherapie vor, wie er sie zu seiner Zeit erlebt hat. Offensichtlich waren die klassischen Psychoanalytiker, wie er sie kennenlernte - das ist vielleicht seiner Ausführung zu entnehmen - gehalten, gegenüber ihren Patienten undurchdringlich zu erscheinen, um die Übertragung klar herauszuschälen und in der Therapie einsetzen zu können. Eine Undurchdringlichkeit im Mienenspiel ist für *Berne* jedoch höchstens sinnvoll, wenn der Patient ihn eindringlich zu einem manipulativen Spiel auffordern möchte, worauf einzugehen er sich weigert. Auch dann allerdings, möchte ich von mir aus beifügen, braucht der Therapeut durchaus nicht unbedingt ein Pokergesicht zur Schau zu tragen, es sei denn, was nicht selten vorkommt, sein Kind-Ich stehe in Versuchung, auf die Aufforderung zum Spiel einzugehen und müsse durch das Erwachsenen-Ich, das sich seiner Verantwortung gegenüber dem Patienten bewußt ist, in Schranken gehalten werden. Patienten sind recht gute Beobachter!

In den Erörterungen von *Berne* zum Pokerspiel als Gleichnis zur

psychotherapeutischen Situation kommt indirekt noch eine Ambivalenz von *Berne* zum Ausdruck: Einerseits hat der Patient immer den Joker, den Kobold, im Hintergrund zur Verfügung, der alles, was schon erreicht wurde, zunichte machen kann. Er sitzt nach *Berne*, wie wir auch sagen könnten, am längeren Hebelarm. Andererseits aber ist es nach *Berne* der Therapeut, der versagt hat, wenn eine Psychotherapie erfolglos oder „nur mit Besserungen“ abgebrochen oder abgeschlossen werden mußte. Bei dieser Ambivalenz kommt zum Ausdruck, daß *Berne*, wenigstens wie er in seinen Werken schildert oder vielleicht besser durchblicken läßt, daß er hinsichtlich des therapeutischen Verantwortungsbewußtseins bei Psychiatern schlechte Erfahrungen gemacht hat, was besonders in seinen Karikaturen von Teambesprechungen in psychiatrischen Kliniken zum Ausdruck kommt. Es ist beinahe, als wenn er ein schlechtes Gewissen hätte, wenn er indirekt den Patienten mit seinem versteckten Poker oder Kobold am Erfolg der Behandlung als mitverantwortlich erklärt, obgleich dies doch eigentlich zur therapeutischen Grundhaltung in der Transaktionalen Analyse gehört. Die diesbezügliche Ambivalenz von *Berne* ist doch wohl weitgehend didaktisch bedingt. Er will einerseits das Verantwortungsgefühl des Psychotherapeuten stärken, andererseits weiß er, daß es auch den Gewinnern unter den Psychotherapeuten nicht gelingt, alle ihre Patienten zu heilen.

Leonhard Schlegel, Dr. med., ist Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychoanalytiker und Gruppenpsychotherapeut. Er war schon immer interessiert an vergleichender Tiefenpsychologie (Grundriß der Tiefenpsychologie in 5 Bänden, Uni-Tbch., deren 5. Band inzwischen in einer 3., völlig neu bearbeiteten und erweiterten Auflage erschienen ist. Seit 12 Jahren vorwiegend transaktionsanalytisch arbeitend. IOI-Instruktor der ITAA. Ehrenmitglied der DGTA.

Zusammenfassung

*Berne, selbst ein leidenschaftlicher Pokerspieler, erwähnt in verschiedenen seiner Arbeiten das Pokerspiel. Er spricht vom Pokergesicht, d.h. einer undurchdringlichen Miene des Therapeuten, das er nur ausnahmsweise als angebracht betrachtet. Er spricht davon, daß die Psychotherapie als eine Art Pokerspiel betrachtet werden könne, bei dem der Patient immer im Vorteil sei. Verschiedene Eigenheiten der psychologischen Betrachtungsweise von *Berne* kommen darin zum Ausdruck, wie er das Pokerspiel als Gleichnis für psychotherapeutische Situationen anwendet.*

Summary

*Berne, who was a passionate pokerplayer, mentions poker in several of his papers. He uses the word Pokerface when he is speaking about a therapist's inscrutable face which he considers to be appropriate only in exceptional situations. In his opinion psychotherapy may be regarded as a sort of poker in which advantage is always on the patient's side. Applying poker as an allegory in psychotherapeutic situations various peculiarities of *Berne's* psychological view are expressed in that respect.*

Literatur

(Der Autor dieses Artikels stützt sich, zum Teil in freier Weise, auf folgende Originalarbeiten:)

- Berne, E., *The Structure of Organizations and Groups*, 1963, New York: Ballantine Books, 1973; dt.: *Struktur und Dynamik von Organisationen und Gruppen*. - 1. Auflage-München: Kindler, 1979
- , *Principles of Group Treatment*. New York: Oxford University Press, 1966
- , *Away from a Theory of the Impact of Interpersonal Interaction on Non-Verbal Participation*, 1970. *Transactional Analysis Journal* 1971, 1, 613; dt.: *Weg von einer Theorie der Einwirkung interpersonaler Interaktion auf nonverbale Partizipation*. *Zeitschrift für Transaktions-Analyse in Theorie und Praxis* 1984,1,6-16
- , *What do you say after you say hello?*, 1972. New York: Bantam Books, 1973; dt.: *Was sagen Sie, nachdem Sie 'Guten Tag' gesagt haben?* Frankfurt a.M.: Fischer TB, 1983
- Jorgensen, E. W. u. H. I., *Eric Berne, Master Gamesman. A Transactional Biography*. New York: Grove Press, 1984
- Schlegel, L., *Die Transaktionale Analyse* - 3., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage-Tübingen: Francke, 1988

Anschrift des Autors:
Dr. Leonhard Schlegel
Merkurstr. 56
CH-8032 Zurich